

gann eine Entwicklung, die Sue Scott zuerst ans Emerson College nach England und dann zur Margarethe-Hauschka Schule nach Deutschland führte, wo sie sich in rhythmischer Massage ausbilden ließ. Ausgerüstet mit ihren neuen Kenntnissen kam sie nach Australien, gerade zur Gründerzeit des Therapie Centers in Melbourne. «Mein Wunsch und Ziel war, sobald wie möglich selbst Ausbildungen in rhythmischer Massage anbieten zu können», schildert Sue Scott ihr damaliges erfolgreiches Engagement. Später wurde sie Mitbegründerin des Vereins für Anthroposophische Medizin und gehört ihm seither als Vorstandsmitglied an.

Zwischentitel folgt

2004 hatte Sue Scott Gelegenheit, eine Kolisko Tagung in Australien mitzuorganisieren. Bei den medizinisch-pädagogischen Tagungen, benannt nach dem ersten Waldorf-Schularzt Eugen Kolisko, geht es um die Frage, wie Erziehung und Unterricht die leibliche, seelische und geistige Gesundheit des Kindes unterstützen können. Die zweite von ihr mitorganisierte Kolisko-Tagung im Jahr 2006 war erstmals mit einer IPMT-Ausbildungswoche (International Postgraduate Medical Training) kombiniert. Diese in Kooperation mit Dornach durchgeführten Ausbildungswochen für Ärzte bilden einen Arbeitsschwerpunkt in ihrer seit 2005 bestehenden neuen Aufgabe als Repräsentantin der Medizinischen Sektion im asiatisch-pazifischen Raum. Das Training führt, unter Begleitung eines Mentors und bei Erfüllung der internationalen Zertifizierungskriterien, nach fünf Jahren zum Status eines Anthroposophischen Arztes.

Um die gesundheitspolitische Situation in der asiatisch-pazifischen Region besser zu verstehen, begann Sue Scott ein Studium in International Public Health. «Es ist mir wichtig, die Zusammenhänge der internationalen Rahmen- und Umweltbedingungen kennenzulernen und profunde Kenntnisse über Prävention und medizinische Grundversorgung zu erhalten», erläutert sie. «Dieses Wissen hilft, die unterschiedlichen Ausgangslagen in den Ländern besser einschätzen zu können, und es kann ausschlaggebend sein bei der Aufgabe, die Anthroposophische Medizin in der Bevölkerung bekannt zu machen.» | *Monika Clément*

Information: folgt

Archivar des kollektiven Gedächtnisses

Am Freitag, den 5. Oktober 2007 ist nach längerer schwerer Krankheit, die er mit Gelassenheit ertrug, Walter Kempowski im Alter von 78 Jahren verstorben. Kempowski, der am 29. April 1929 in Rostock geboren wurde, war einer der größten Autoren deutscher Sprache des 20. Jahrhunderts – findet Andreas Neider, der Kempowski hier mit einem Nachruf würdigt.

Wie Hans Magnus Enzensberger, Martin Walser, Günter Grass, Siegfried Lenz und Uwe Johnson gehörte Walter Kempowski zur Generation der sogenannten «Flakhelfer». Lange Zeit jedoch blieb ihm die öffentliche Anerkennung, die jenen Autoren der «Gruppe 47» aufgrund der herrschenden öffentlichen Meinung des Literaturbetriebes immerzu gewährt wurde, versagt, auch weil er in den Augen dieser Gruppe ein Außenseiter, ein «Bürgerlicher» war. Lange hat er unter diesem Außenseitertum gelitten, denn es war hervorgegangen aus einer furchtbaren Erfahrung, die keiner der gleichaltrigen Autoren in dieser Weise erfahren musste: Kempowski war von 1948 und 1956 für acht Jahre im Zuchthaus Bautzen, also in der DDR, wegen Spionageverdachts durch die russische Militärregierung inhaftiert, gemeinsam mit seinem Bruder. Seine Mutter kam deshalb ebenfalls in Haft, eine Schuld, an der er lebenslang gelitten hat.

Diese sein Leben prägende traumatische Erfahrung der unmittelbaren Nachkriegszeit löste in ihm das starke Verlangen nach «Wiedergutmachung» aus. Die Erfahrung der Folter, der Verhöre und des Zuchthausaufenthaltes in einer Massenzelle mit 300 anderen Gefangenen ließen in Kempowski das Bewusstsein der Kollektivschuld entstehen und damit die Frage einer geeigneten Form der Aufarbeitung dieser Schuld.

Neue literarische Gattung

Zunächst begann Walter Kempowski seine Erfahrungen autobiografisch zu verarbeiten, sein erster Roman «Im Block» erschien 1969, blieb aber aufgrund der Zeitsituation der Studentenrevolte ohne Erfolg. Dieser kam dann ab 1971 mit seiner «Deutschen Chronik», der Familiengeschichte der Kempowskis und deren erster Folge, dem Roman «Tadellöser & Wolff», zu der als unverzichtbarer Bestandteil auch der Anthroposoph «Cornelli» gehörte. Da es sich aber um eine bürgerliche Familien-



Bildlegende folgt

geschichte in der «Normalität» des Dritten Reiches handelte, fand der Erfolg, den die Chronik beim Publikum hatte, keine Entsprechung bei der literarischen Kritik. Daran konnte auch der Erfolg der gleichnamigen Fernsehserie nichts ändern.

Aber Kempowski ließ nicht locker, unermüdlich und mit akribischem Arbeitseifer begann er in seinem Haus in Nartum bei Bremen ein eigenes Archiv des Zweiten Weltkrieges anzulegen, zusammengestellt aus Familienalben, Tagebüchern, Briefen, Zeitungsausschnitten, Fotos, allen nur erdenklichen Dokumenten privater Schicksale der Zeit zwischen 1939 und 1945. Aus diesem immer mehr anwachsenden Archiv heraus begann er schließlich sein Opus magnum «Das Echolot» zu schreiben, das in der Zeit zwischen 1993 und 2005 in zehn Bänden mit insgesamt etwa 8000 Seiten erschien. Nun begann die Literaturkritik zu erwachen und zu erkennen, wen sie in Kempowski vor sich hatte: den Chronisten des kollektiven Gedächtnisses der schwierigsten und leidvollsten Epoche des 20. Jahrhunderts. Eine neue literarische Gattung,

das kollektive Tagebuch, war mit Kempowskis Mammutwerk geboren und Kempowski selbst ihr zugleich einziger Vertreter.

Vollkommen gegenwärtig

Wer auch immer «Das Echolot» gelesen hat oder liest, niemand blieb und bleibt davon unberührt. Denn man taucht ein in etwas, das vergangen erscheint, aber in seiner Kollektivität und Präsenz, in die Kempowski die Aufzeichnungen, Erinnerungen und Dokumente tausender Menschen ohne jegliche Wertung gebracht hat, doch wie vollkommen gegenwärtig, ja unvergänglich erscheint: «Seit Langem bin ich wie besessen von der Aufgabe zu retten, was zu retten ist, ich habe nie etwas liegen lassen können, ich habe alles gesammelt, was zu bekommen war, und ich habe alles gesichtet und geordnet. Den Guten, die auch immer ein wenig böse sind, und den Bösen, die auch von einer Mutter geboren wurden, habe ich zugehört, und ich habe ihre Texte zu einem Dialog formiert. Diese Arbeit rief in mir die unterschiedlichsten Gefühle wach: Verständnis und Verachtung, Ekel und Trauer. Zum Schluss, als ich den großen Chor beisammen hatte und das Ganze auf mich wirken ließ, stand ich plötzlich unter ihnen, und es überwog das, was wir mit dem Wort «Liebe» nur unzulänglich bezeichnen können. [...] Das Echolot gehört jenen, die geduldig den Stimmen lauschen, die in der Stratosphäre stehen. Das Zuhören kann es möglich machen, dass wir endlich ins Reine kommen miteinander.» (Aus dem Vorwort zum Echolot Band I) «Seele vergiss sie nicht, Seele vergiss nicht die Toten», diesen Satz Hebbels zitierte er selber gerne im Hinblick auf die Welt der Verstorbenen.

Kempowski erscheint uns so wie ein Kronzeuge für das, was in der «Sphäre der Erinnerungen», der «Stratosphäre», wie er sie nennt, seit dem 20. Jahrhundert als erleuchtende und verwandelnde Kraft wirksam geworden ist. Er selbst hat mit seinem Werk Anteil an dieser Kraft, und sie wird in seinen Werken weiterwirken. ■

Information: Das Gesamtwerk von Walter Kempowski, das neben dem «Echolot» und der «Deutschen Chronik» noch zahlreiche Romane und Tagebücher umfasst, ist im Albrecht Knaus Verlag erschienen. www.randomhouse.de/specials/walterkempowski/index.htm.

Zum Tod von Walter Kempowski II | Roland Wiese

Der Anwalt der Toten

Walter Kempowski, der im Leben als Autor und Mensch intensiv mit dem Tod und den Lebensspuren der Toten umging, erarbeitete sich gewissermaßen aus einer Umkreisperspektive ein zeitgeschichtliches Bild der Gegenwart, ein Zeiten-Schicksals-Bild, das die Verstorbenen einbezieht. Roland Wiese berichtet von seiner persönlichen Begegnung mit diesem außerordentlichen, «seltsamen» Menschen.

Wenn die Welt noch Augen hat, zu sehen, wird sie, um es in einem Wort zu sagen, in «Echolot» eine der größten Leistungen der Literatur unseres Jahrhunderts erblicken. Wenn sie im Begriff sein wird, ihr Gedächtnis und ihre Geschichte endgültig zu verlieren, wird sie sich auf dieses Werk besinnen und damit wieder Gerechtigkeit herstellen können. Denn keine Klasse der heutigen Gesellschaft, so hat ein Historiker geschrieben, unterdrücken wir so rücksichtslos wie die Toten. «Morgen», so hat er hinzugefügt, «sind wir die Toten, dann sind unsere Zukunftsträume nichts weiter als alte Geschichten.» Frank Schirrmacher, 13. November 1993.

Am 5. Oktober 2007 starb der Schriftsteller Walter Kempowski. Ich erfuhr diese Nachricht, als ich aus Rotenburg herausfuhr, auf der Brücke über die Eisenbahn einen Blick auf den Himmel warf und mich wunderte über die gelbe lichte Farbigekeit des Himmels. Ich schaltete das Radio ein, ohne dass ich genau wusste warum, und der Sprecher sagte: ... verstarb in Rotenburg der Schriftsteller Walter Kempowski. In Gedanken war ich vorher bei einer Frau gewesen, die sich zwei Tage vorher das Leben genommen hatte. Jetzt waren beide Ereignisse in mir zusammengeskommen, und ich fragte mich, ob sie sich wohl gegenseitig ergänzen könnten.

Begegnung und Wahrnehmung

Ungefähr 20 Jahre zurück lag meine eigene Begegnung mit Walter Kempowski. Ich war aufs Land gezogen und war in einer persönlichen Situation, in der mir völlig unklar war, was ich weiter mit meinem Leben machen sollte. Es war wie eine musikalische Pause in meinem Leben. Es konnte in diese oder jene Richtung weitergehen, und ich versuchte alle Richtungen probeweise abzutasten. In diesem Zusammenhang fand ich es interessant, dass im Nachbardorf ein Schriftsteller lebte, der dort auch regelmäßig Veranstaltungen in seinem Haus durchführte: Literatur auf dem Kreienhoop. Selbst schreibend und immer mit einem Bein unterwegs in Richtung Literatur,

schrieb ich ihm einen Brief und bat um ein Treffen. Es kam eine Einladung, und eines Winterabends stand ich vor seinem Haus in Nartum. Es hatte geschneit, und wir saßen wenig später wie in einer dunklen gemütlichen Höhle an einem Tisch, und ich las ihm aus meinen Texten vor. Ich hatte selbst schon Lesungen gehabt, Wettbewerbe, auch Literaturkreise, in denen man sich gegenseitig vorgelesen hatte, und ich hatte immer etwas vermisst. Ich hatte vermisst, wirklich wahrgenommen zu werden. Für mich war Literatur nicht ein Spiel, für mich war es Ernst. Jetzt saß ich da mit meinen 29 Jahren, und da saß jemand, von dem ich mich wahrgenommen und ernst genommen fühlte. Damals eher ein dunkles Gefühl – mehr im Rückblick sich aufhellend, –, da war jemand, der sich traute, mich zu korrigieren, ohne dies auf einer technischen Ebene der Literatur zu tun, einer, der mich als Menschen befragte. Er schlug damals vor, dass ich meinen Text nochmals lesen solle, in Absätzen, und er würde immer einen Absatz aus dem Johannes-Evangelium dazu lesen.

Ich wusste damals wenig über ihn, hatte nichts von ihm gelesen und war ganz mit mir selbst beschäftigt. Er war damals, 1987, auch in einer Phase, die ich heute als Übergangsphase seines Werkes einschätzen würde.

Ich wurde dann noch zu einem der Literaturtreffen eingeladen – Pfingsten – eine frühlommerliche Stimmung – viele bekannte Autoren, – man konnte bemerken –, hier hatte sich jemand ein menschliches Milieu geschaffen, in dem alle diese merkwürdigen Einzelgänger ihren Platz hatten. Auch junge Menschen bekamen ihre Chance zu lesen, und es wurde über ihre Texte diskutiert.

Beide Treffen verstärkten in mir eine Art Antipathie gegen diese Welt der Literatur und sorgten damals mit dafür, dass ich einen anderen Weg ging. Es war eine gewisse Erstarrung und Sedimentierung, die ich damals wahrnehmen konnte und die mich mehr unbewusst vor dieser Welt zurückschrecken ließ. Ich suchte das Leben.

In den nächsten Tagen nach dem Tod

Walter Kempowskis, war er in Zeitungen, Radio und Fernsehen sehr präsent. Er hatte einerseits im Laufe der Jahre viele Gelegenheiten gehabt, sich in den Medien zu zeigen, hatte aber auch vor seinem Tod die Gelegenheiten gesucht, noch einmal eine Art öffentlichen Abschied zu vollziehen. Denn, er hatte im Herbst 2006 von den Ärzten erfahren, er würde noch drei Monate zu leben haben, – er hatte also im vollen Angesicht des kommenden Todes letzte Interviews gegeben. Ich habe in mir ein wachsendes Interesse bemerkt an diesem seltsamen Mann, je mehr ich von ihm hörte, ihn anschauen konnte in merkwürdigen Talk-Shows, letzte Interviews lesen konnte, desto seltsamer erschien er mir. Er wurde mir nach seinem Tod ein großes Rätsel.

Rätsel Menschsein

In frühen Filmaufnahmen sah man Walter Kempowski als Dorfschullehrer mit Kindern an der Hand über eine Wiese gehen. Die Kinder und er gaben ein Gesamtbild – eine Art Einheit, es wurde einem auf einen Blick hin klar: so muss ein Lehrer sein. Die Leichtigkeit, mit der er sich bewegte, erinnerte mich an einen Film mit dem jungen Peter Handke, die Zartheit der Bewegung war wie nicht ganz von dieser Welt.

Später dann, in den Talk-Shows, saß er da wie die leibhaftig gewordene menschliche Widerlegung dieser versammelten Albernheit. An ihm stockte immer dieser leichte Fluss des Geredes; und es wurde immer ernst, selbst wenn es lustig wurde. Es riss förmlich eine Art Abgrund auf, wenn er sprach. Und abgesehen von den Ungerechtigkeiten, die aus seiner persönlichen Verletztheit kamen, hatte alles, was er sagte, eine ganz konkrete Art von Vernunft, die auf alle anderen Anwesenden beschämend und korrigierend wirken musste. Nebenbei war das, was er sagte, immer auch belehrend, im positiven wie im negativen Sinn, und damit unzeitgemäß in einer Zeit allgemeiner geistiger Egalisierung.

Ein weiteres Rätsel war sein Amt als residierender Regionalschriftsteller. Busladungen von Menschen besuchten sein Haus und wurden von ihm durchs Haus geführt. Lesungen an allen Orten; wenn er gefragt wurde, stellte er sich den abstrussten Veranstaltungen zur Verfügung, sei es das Teppichhaus, das Jubiläum feiert, oder der Landfrauenverein. Er war mit den Menschen so wie als Dorfschullehrer. Er blieb in seiner Distanz, war aber gleichzeitig offen für die Menschen seiner Umgebung. Sein Haus war immer offen für Besucher. Ein Volksschriftsteller, ohne sich von sich auch nur einen Zentimeter zu

entfernen.

Walter Kempowski hat mit seinem Leben und Schreiben ein Werk wagen müssen, vom dem zu Beginn nicht klar war, ob es gelingen würde. Ausgehend von seiner Verurteilung zu 25 Jahren Zuchthaus als 20-Jähriger, seinem teilweise in Einzelhaft verbrachten 8-jährigen Einsperrtsein in Bautzen, also ausgehend von der selbstlittenen Unmenschlichkeit des 20. Jahrhunderts, entstand eine Suche danach, diesem Leid des 20. Jahrhunderts eine Sprache zu geben. Gleichzeitig war die Zeit im Zuchthaus für Kempowski die Zeit, in der er zu zerbrechen drohte (er hat einen Selbstmordversuch überlebt), aber auch einen Weg für sich fand, diese Zeit zu überleben. Dieser Weg bestand in einer, wie er einmal sagt, meditativen Praxis, sich einzelne Situationen seines Lebens intensiv «eidetisch», also bildlich, mit allen Details, immer wieder auszumalen. So hat er gewissermaßen in der Haft die erste Phase seines Werkes, die sich auf seine Person und seine Familiengeschichte bezieht, wie vorgebildet. Gleichzeitig hat er sich eine Art geistig-seelischen Raum aufgebaut, der schon beinahe einer nachtodlichen Perspektive gleichkommt. Dies zeigte sich auch in seinem Haus in Nartum, das schon zu Lebzeiten eine Art Museum war, in dem die Reste der bürgerlichen Existenz seiner Kindheit aufbewahrt wurden. Die intensive ernsthafte Beschäftigung mit diesen Splittern der Zeit hat ihm immer wieder die Möglichkeit gegeben, diese Zeit erzählend und nicht dokumentarisch zu verarbeiten.

«Echolot»: aus nachtodlicher Perspektive

Aus der intensiven Durcharbeitung der eigenen und der Familiengeschichte kamen als Echo aus der Welt Tagebücher, Fotoalben und so weiter. Dieses Echo, das Kempowski bewusst und aktiv dann gesucht hat (mit Anzeigen und auf Flohmärkten), führten dazu, dass er in der nächsten Stufe seines Werkes die Zeit aus einer Umkreisperspektive erzählen konnte, durch die Stimmen der Zeitgenossen, die er zu dem Mammutwerk «Echolot» komponierte. Man muss sich vorstellen, Walter Kempowski in einem Raum sitzend, der voll ist mit Briefen, Tagebüchern und Fotoalben von Menschen, die in der Regel alle inzwischen verstorben sind. Demgemäß nannte er sich einmal einen Anwalt der Toten, der diese Menschen sprechen lassen will, einzeln und gleichzeitig in einem Riesenchor, sich gegenseitig korrigierend. Ein Art Zeit-Schicksals-Zusammenhang, der in diesem Sprechen deutlich werden und sich selbst bewusst werden kann. Denn sein konkretes und intensives Interesse für diese Schicksals-

sprache der Verstorbenen ermöglicht auch diesen wiederum mit diesem Schicksal in eine Entwicklungsverbindung zu bleiben.

Walter Kempowski entspricht, so betrachtet, wenig dem Bild des erfindenden Schriftstellers. Er selber spricht von einem unglaublichen Berg Arbeit, den er bewältigt hat, und einem Wunsch, keine Fragmente zu hinterlassen. Dies hat in seiner Anfangszeit dazu geführt, dass er seine Bücher in einem ununterbrochenen Rundum-die-Uhr-Schreiben verfasst hat, bis zum körperlichen Zusammenbruch, rein aus dem Gefühl heraus, sonst das noch zu Absolvierende nicht fristgerecht schaffen zu können. Er sagte dazu, man habe ja ein Gefühl dafür, was einem an Zeit und Kräfte zur Verfügung stehen. Er hat sich eine ungeheure Stofffülle zugemutet und dieser, sich hindurcharbeitend, eine Form gegeben.

Am Ende saß er in seinem letzten Gespräch da – leicht, hell, heiter-ernst, und man konnte förmlich sehen: da hat sich einer durchgearbeitet. Da hat einer seine Lebensaufgabe angenommen und erfüllt. Da hat einer keine Angst vor dem Tod – die Vorgeburtlichkeit der Seele und ihre Unsterblichkeit waren für ihn nicht Theorie, sondern erlebte innere Gewissheit. Aber der Tod als ständiger Begleiter hat ihn in seiner Arbeit für dieses Leben angespornt, ja sie ihm erst ermöglicht durch die dadurch ermöglichte Perspektive auf das Leben. Er hat auch seine Krankheit und sein Sterben protokolliert, weniger aus seelischer Betroffenheit heraus als aus einem Selbsterkenntnis-Bestreben, auch diesen Teil des Lebens zu erforschen und ihm durch die Sprache eine Form zu geben.

Für mich blieb damals nach meinem Vorlesen unausgesprochen die Frage: Wie muss man schreiben und leben angesichts der Existenzialität des Lebens, wie es mir aus dem Johannes-Evangelium entgegenklang? Walter Kempowski hat für sich und seine Zeit seine Antwort darauf gegeben.

■